Zeitschrift: Wissen und Leben

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 19 (1917)

Artikel: Der Fatalismus des Büchnerschen "Danton" und seine Beziehung zur Romantik [Schluss]

Autor: Krall, Emma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764102

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER FATALISMUS DES BÜCHNERSCHEN „DANTON“ UND SEINE BEZIEHUNG ZUR ROMANTIK

(Schluss.)

So sehr die kräftige Natur Büchners sich selbst und dem realen Stoffe seines *Danton* treu zu bleiben sucht, so gibt der junge Autor doch, wie jeder bedeutende Dichter, den künstlerisch potenzierten Ausdruck der Hauptideen, die seine Generation beeinflussen, und wir dürfen uns also nicht wundern, dass neben dem gewaltigen Revolutionsgeist auch die stilleren Geister jener Zeit in dem Drama wandeln. Schon bevor A. Hofmann seine genialen Tollheiten träumte, hören wir wie der mehr nach innen gewandte Tieck, einer der Hauptträger der Romantik, sich freut „zum Gotte erhoben zu sein“, seit er weiß, dass die Wesen nur sind, weil wir sie dachten, und Novalis verkündet in gleichem Sinne: „Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt“. Es ist daher noch zahm und erdenständig, wenn bei Georg Büchner „die Gedanken halbwegs Fleisch werden und in dem stillen Hause des Traumes aus den Fenstern sehen“.

Entstanden sind die angeführten romantischen Gedankenreihen aus der Fichteschen Philosophie, verbunden mit dem „Sich in sich selbst versenken“ der Romantik. Die Weiterentwicklung dieses „Versenkens“ ist in gerader Linie das quälerische „Herausziehen der Gedanken aus den Hirnfasern“, von dem Danton spricht, und das zu der peinlichen Selbstbeaufsichtigung führt, „die sich wie ein Affe vor dem Spiegel quält“. Sie ist's, die in Dantons Fatalismus hineinspielt und ihn mit sich selbst entzweit. — Mit Bezug auf Dantons oben erwähnte Faulheit ist es interessant zu sehen, dass auch dem historischen Danton der Vorwurf gemacht wurde, er habe durch seine Trägheit versäumt, sich zu retten. Thiers erzählt:

„Die Verurteilten wurden zum Luxembourg geführt. Lacroix sagte zu Danton: ‚Uns gefangen nehmen! Uns! ich hätte es nicht für möglich gehalten!‘ — ‚Du hättest es nicht für möglich gehalten?‘ erwiderte Danton. ‚Nun, ich wusste es, man hatte mich gewarnt.‘ — ‚Du wusstest es!‘ rief Lacroix ‚und du hast nicht gehandelt? Das ist wieder deine Faulheit. Sie hat uns zu Grunde gerichtet.‘ — ‚Ich

dachte nicht,' erwiderte Danton, ‚dass sie je wagen würden, ihren Vorsatz auszuführen.' ‚Wenn die Menschen Dummheiten machen,' bemerkte er später zu andern gefangenen Freunden, die bei seiner Ankunft im Luxembourg herbeieilten, um ihn zu umarmen, ‚muss man darüber lachen können. Man schickt mich aufs Schafott. Nun gut, meine Freunde, wir werden heiter dort hingehen.' Dann machte er noch einige starke Witze über den feigen Robespierre und den paralytischen Couthon, die große Heiterkeit des Geistes zeigten, und nur einen Augenblick äußerte er ein leichtes Bedauern, an der Revolution teilgenommen zu haben. ‚Es wäre besser,' sagte er, ‚ein armer Fischer zu sein, als die Menschen zu regieren.' Dies aber war das einzige Wort, das er in solchem Sinne sprach."

Von der trägen, mit Geringschätzung seiner „Kainsbrüder" gemischten Sorglosigkeit eines Energie-Riesen wie die des historischen Danton, der „vor allem einfach war und wenig sprach" ist aber noch ein weiter Schritt bis zu der Trägheit des Danton der Dichtung, die in der tiefen Verstimmung der Enttäuschung und Langweile und in einer schwermütig-fatalistischen Philosophie wurzelt. Eben *der* Schritt, der von den selbstbewussten Männern der demokratischen Freiheit, — mit ihrer Herbheit, ihrem Zynismus, „ihrer Rednergabe von Rom und Athen" — über die Enttäuschung der Tyrannei und Reaktion nach Deutschland, in die deutsche Romantik und über den Wiener Kongress zu Georg Büchners Zeitalter führt.

Der Geschichtsabschnitt, den die Dichtung darstellt, ist so gewählt, dass, ihrem Geiste der Auflehnung entsprechend, der Revolutionär Danton, als ihr Held, das verneinende Prinzip innerhalb der Revolution vertritt, das aber zugleich ein erhaltendes ist; denn er kämpft, wenn er sich auflehnt, gegen den einengenden Druck der Prosa und Heuchelei, die in der geschilderten Phase die Revolution regiert und wirkt erhaltend, da er sich gegen das unnütze Blutvergießen wendet. Zu beidem rafft er sich aber nur notgedrungen auf und, bis zum letzten Akt, stets mit der ihm eigenen Geste der Lässigkeit.

Ein Zwiegespräch stellt die beiden Parteiführer, Robespierre und Danton, mit meisterhafter Charakteristik der Tendenz und Persönlichkeit einander gegenüber. Nicht minder großartig wie Alba und Egmont bei Goethe. Der schöne Rousseausche Gedanke von der Tugend als Naturzustand, im Gegensatz zum dekadenten Laster

seiner Zeit, tritt hier in der verschärften Auffassung von Rousseaus Jünger Robespierre hervor und wird in dem Munde dieses „modernen Römers“ zur calvinistischen Sittenformel, die Danton bekämpft. Auf Robespierres „das Laster muss bestraft werden, die Tugend muss durch den Schrecken herrschen“ erwidert Danton mit der ihn und seine Partei charakterisierenden „Mäßigung der Untugend“ und der „Unsittlichkeit“, die später Robespierres einzige aber tödliche Anklagepunkte gegen den gewaltigen Gegner bilden.

Danton: „Wo die Notwehr aufhört, fängt der Mord an. — Ich verstehe das Wort Strafe nicht. Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast bei keinem Weibe geschlafen, du hast immer einen anständigen Rock getragen. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit derselben Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumlaufen, bloß um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden als mich. — Ist denn nichts in dir, das dir manchmal, ganz leise, heimlich sagt: Du lügst! Du lügst!“

Robespierre: „Mein Gewissen ist rein.“

Danton: „Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält! Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute zu machen? Was geht's dich an, solange sie dich in Ruhe lassen. Bist du der Polizeisoldat des Himmels?“ —

Danton will in Ruhe lassen, er selbst will in Ruhe gelassen werden. Er will „keine Zeit mit der Politik verlieren“. Was er aber vor allem, als ächter Romantiker, will, ist die Schönheit.

„Es gibt nur Epikuräer und zwar grobe und feine. Christus war der feinste. Das ist der ganze Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausfinden kann. — Jeder handelt seiner Natur gemäß, das heißt: er tut was ihm wohltut.“

Was Danton jetzt wohltut, ist, aus den entsetzlichen Enttäuschungen des Lebens, das ihn umgibt, das mit den qualvollen Stimmen der Erinnerung in ihm redet und dessen schicksalgegebenes Weiterrollen er nicht hindern kann, die Schönheit zu saugen. „Er sucht die mediceische Venus stückweise bei allen Grisetten im Palais royal zusammen: „Er macht Mosaik“, „denn es ist ein Jammer, dass die Natur die Schönheit zerstückt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat“. Dabei ist es ihm ganz

angenehm „mit dem Lorgnon, so aus der Entfernung mit dem Tode zu coquetieren."

All dies ist unverfälschte Romantik. Die Form, die Dantons verfeinerter Lebensüberdruss annimmt, deckt sich — in einer dem genialen, jungen Autor jedenfalls unbewussten Ähnlichkeit — so sehr mit derjenigen eines Staatsmannes aus der Epoche der Reaktion, dass ich mir nicht versagen kann, ihn zum Vergleich heranzuziehen. Die Zusammenstellung seines Namens mit dem *historischen* Danton wäre ein humoristisches Paradoxon, da die beiden Männer politische Antipoden waren.

Ein, wenige Jahre jüngerer, Zeitgenosse Dantons, in der Jugend von denselben Idealen erfüllt, war dieser Staatsmann zu Beginn seiner Laufbahn Deutschlands Demosthenes und verwandelte sich, müde geworden, in die „handgreifliche Personifikation der romantisch ironischen Genialität". Es ist der österreichische Staatsmann Gentz gemeint, den Mendelssohn-Bartholdy den inkarnierten Geist der Schlegelschen *Lucinde* nennt.

Ein Brief, der etwa zwanzig Jahre nach den Ereignissen unseres Dramas geschrieben ist, charakterisiert sein Wesen und besonders die Form seiner Müdigkeit und Selbstironie. Gentz schreibt an eine Freundin:

„Ich muss Ihnen die Gestalt zeigen, die meine Weltverachtung und mein Egoismus jetzt annehmen. Ich beschäftige mich, sobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als mit der Einrichtung meiner Stuben und studiere ohne Unterlass, wie ich mir immer mehr Geld zu Meubles, Parfums und jedem Raffinement des sogenannten Luxus verschaffen kann. Mein Appetit zum Essen ist leider dahin. Auf diesem Zweig betreibe ich nur mehr das Frühstück mit einigem Interesse."

Klingt diese Art ironischer Langeweile nicht aus derselben Tonart wie Dantons Müdigkeit beim Ankleiden, seine oben angeführte Antwort an Philippeau, seine Bemerkung bei der Aufforderung, sich zu retten? „Es ist recht gut, dass die Lebenszeit ein wenig reduziert wird. Das Leben wird ein Epigramm. Das geht an. Wer hat auch Atem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen. 's ist Zeit, dass man das bisschen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Likörgläschen trinkt. Man könnte kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zusammenrinnen machen." Und ebenso

charakteristisch die poetischen Töne des verfeinerten Genusses: „Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eigenen Lippen totküßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluten sich begräbt.“

Dantons Feinde bemerken mit Recht, dass der feine Aristokratismus der Menschenverachtung auf seinen Zügen sitzt. Trotz allen Verständnisses dafür, dass der Widerwillen vor weiterm, nutzlosen Blutvergießen in der Tiefe seines Herzens der Grund seiner Verstimmung und seines müden Fatalismus ist, möchte man doch versucht sein, dem Danton der Dichtung das Horoskop zu stellen und zu fragen, ob er als überzeugter Revolutionär geendet hätte, wenn ihm die Verleumdung seiner Feinde und die Guillotine Zeit gelassen hätten, seine Müdigkeit und Enttäuschung weiter zu entwickeln; denn die Weltgeschichte hat uns doch allerhand Erfahrung gelehrt mit Staatsmännern so fein vibrierender Natur wie die seine ist.

Selbstverständlich schneidet der Schluss des Dramas diese Parallele ab, da jede Spur solcher Ähnlichkeit aufhören muss, sobald Danton, zum Schluss der Handlung, die gewaltige Stimme des wiedererwachten Löwen erdröhnen lässt und in seinen historischen Charakter zurückkehrt. Es ist nicht zu übersehen, dass dieser auch vorher, in unserer Phantasie, die Gestalt der Dichtung ergänzt hat, weil die Wirkung seiner Gewalttaten in das Drama hineinragt, ja seinen ganzen Hintergrund bestimmt.

Diese Rückverwandlung ist durchaus psychisch motiviert, in dem durch die Schändlichkeit der Anklage verletzten Ehrgefühl eines stolzen und selbstbewussten Mannes, und von dem Augenblick, wo der große Revolutionär wieder auf der Tribüne steht, auch durch das Kraftgefühl des gewaltigen Redners.

Jetzt richtet sich die ganze Macht seiner Lebenstaten, die von seinen Vernichtern angetastet wurden, auf, in der großartigen Verteidigungs- und Angriffsrede, und „schleudert die Verleumder in das Nichts zurück, aus dem sie nie hätten hervorkriechen sollen.“ Nun überdröhnt seine mächtige Stimme den Lärm, der sich allmählich zu ihm bekehrenden Versammlung und auf die Frage des Präsidenten:

„Hören Sie die Klingel nicht?“ antwortet Danton mit den historischen Worten:

„Die Stimme eines Menschen, der seine Ehre und sein Leben verteidigt, muss deine Schelle überschreien! — eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Diktatur! sie hat ihren Schleier zerrissen und trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen.“ Nun „strahlt von seiner Stirn wirklich der Genius der Freiheit“ und als die Gerichtsschranken von dem Begeisterungssturm der Menge niedergerissen werden und er seinen Gegnern die kühnen Worte ins Gesicht schleudert: „Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverrates an, sie wollen die Republik im Blut ersticken,“ da erhebt er sich zu einer tragischen Größe, die ihn neben die höchsten Gestalten der dramatischen Dichtung stellt.

Noch einmal hat Dantons Kühnheit den Sieg über seine Feinde errungen und nur eine neue Hinterlist kann den Gewaltigen und die Seinen fällen, denen der Dichter noch auf ihren Todesgang die Worte mitgibt: „Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel, wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten.“

Dies wäre für das Drama der Schluss, wie Büchner ihn sich zuerst gedacht hatte. Aber, um seine herbe, philosophische Weltanschauung durchzuführen, ist ihm daran gelegen, diejenigen, die sich für die Massen geopfert haben, noch durch diese leiden zu lassen. Deshalb lässt er sie den Kelch, vor unsern Augen, bis zur Neige leeren, und wir begleiten sie durch den Hohn derer, für die sie sterben, wirklich bis zu ihrem Golgatha.

„Aber es erlöst keiner den andern mit seinen Wunden.“

Dass die Wucht der historischen Gewaltreden Robespierres und Dantons den Rahmen der Handlung nicht zersprengt, ist ein Zeichen für Büchners eigene Kraft. Mit dem Rechte des Genies, einen durch selbständigen Geist verarbeiteten Stoff mehr oder weniger umzuhämmern, hat Büchner sie unverändert beibehalten. Aber aus eigener Schöpferkraft hat er ihnen, in der Rede des St. Just, ein ebenbürtiges Gegenstück beigegeben, in dem die philosophische Seite des Dramas noch einmal zur Geltung kommt.[1])

[1]) *Zürcher Zeitung*, Jahrgang 1917, No. 1094. Der Verfasser, Professor P. Schweizer, macht zu meinem Essay die Bemerkung: dass diese vom Dichter fingierte Rede große geschichtsphilosophische Wahrheiten enthält, aber auch als eine Variation zu Äußerungen Robespierres aufgefasst werden kann, die Revolution hätte in kurzer Zeit doch nicht so viel Mordtaten vollbracht, wie das Ancien Régime in Jahrhunderten.

Dantons Tod ist eine Selbstrundschau, eine Klärung für den Dichter und war ihm insofern, wie auch durch den begeisterten Beifall der Gesinnungsgenossen, eine Beruhigung. Büchner hat sich in der kurzen Zeit, die ihm das Geschick noch zu leben gönnte, weder in der Poesie noch in der Wirklichkeit mit der Politik abgegeben, und das junge, revolutionäre Deutschland, das damals in Zürich weilte, begann bereits ihn einen Apostaten zu nennen, wie Gutzkow erzählt. Seine Briefe und nachgelassenen literarischen Werke beweisen, dass sein Freiheitsdrang derselbe war, wie zur Zeit seiner politischen Tätigkeit, aber seine revolutionäre Begeisterung war, wie wir sahen, schon in ihren Anfängen zerstört, durch die Lehren von dem „entsetzlichen Fatalismus der Geschichte", die er aus der französischen Revolution gezogen hatte.

Getreu seiner schon damals gefassten Ansicht, dass das eherne Gesetz des Schicksals zu beherrschen unmöglich, es zu ergründen das Höchste sei, hatte Büchner sich neben seinem Hauptfach, den Naturwissenschaften, der abstrakten Philosophie zugewandt. Zwar behandelt seine Doktorarbeit ein naturwissenschaftliches Thema über das Nervensystem der Fische, aber seinen eigenen Worten zufolge strebte er die Dozentur in Zürich an, „weil er die fixe Idee habe, im nächsten Semester in Zürich einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen." Beide Richtungen vereinen sich deutlich in allen seinen poetischen Arbeiten. Er würde — bei aller Realitätsfestigkeit — „seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben."

Hebbel schreibt: „Büchners *Danton* ist herrlich, warum schreibe ich solch einen Gemeinplatz hin? Um meinem Gefühl genug zu tun."

So gern der Kritiker ein solches Urteil aus solchem Munde anführt, so gestatten ihm die Fehler des überhasteten Werkes doch nur bedingt so hoch im Ausdruck zu greifen wie der Dichter. Ich denke an den losen Aufbau und die Jugendsünden gegen den guten Geschmack in den allzuhäufig zynisch derben Reden. Doch sind diese immerhin von dem hohlen Gewaltpathos der „Sturm und Dränger" dadurch unterschieden, dass sie mit ihrem ausgelassenen Humor die saturnalische Tollheit der Revolutionszeit höchst lebendig charakterisieren.

Büchner, von dem ein Freund erzählt, dass er, wenn eine edle Frau zugegen war, sein natürliches Ungestüm verlor und „zahm wurde wie ein Hirsch, wenn er Musik hört," und dessen ethische Höhe selbst seinen Gegnern Respekt einflößte, verteidigt sich selbst höchst charakteristisch über die „sogenannte Unsittlichkeit" seines Buches: die höchste Aufgabe des Dichters sei „der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen." — — — „Ich kann doch aus Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen." — Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon, aber sie seien immer noch erträglicher als die, welche die Wirklichkeit verklären wollen. „Der liebe Gott, sagt sein *Lenz*, hat die Welt wohl gemacht wie sie sein soll und wir können wohl nicht was besseres klecksen! — — Ich verlange in allem: Leben, Möglichkeit des Daseins und dann ist's gut. — Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. — Man muss die Menschheit *lieben*, um in das eigentümliche Wesen jedes Einzelnen einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu hässlich sein."

Welche Geister er mit seiner Antipathie gegen „die himmelblauen Nasen der Idealisten" für die dramatische Dichtung heraufbeschworen hat, konnte der junge Dichter freilich nicht voraussehen. Die breite Basis seiner Gedankenwelt in idealer und realer Hinsicht, die gleich meisterhafte Beherrschung von Wort und Idee lassen uns nur ahnen, zu welcher Höhe er uns geführt hätte, wenn ihm die Zeit zu vollerer Entwicklung geworden wäre als dreiundzwanzig Lebensjahre vergönnen.

Mit Dankbarkeit sei von den Freunden des Dichters noch hervorgehoben, dass die in jeder Beziehung unübertreffliche Darstellung der Reinhardttruppe, die wir im Zürcher Stadttheater bewundern konnten, die oben angeführten Jugendfehler ausgeglichen hat: durch taktvolle Streichungen einerseits und anderseits durch die wunderbare Raschheit und den Geschmack der Technik, die uns die vielfache Szenenfolge vollständig vergessen machte, indem sie diese in vier Akte von höchster dramatischer Farbenpracht zusammenfasste. Karl Gutzkow, einer der strengsten deutschen Kritiker, meinte in seiner begeisterten Besprechung über *Danton*, es müsse erstaunen, die Wirkung zu sehen, die das Werk dieses jugend-

lichen Genius auf der Bühne haben müsste. Doch sei eine Aufführung unmöglich, „weil man auch Haydns *Schöpfung* nicht auf der Drehorgel spielen könne."

Diese Äußerung aus der Feder desjenigen, dem wir das Erscheinen und die Erhaltung des Werkes verdanken, ist das glänzendste Lob für die Vollbelebung oder Auferstehung desselben durch Reinhardts neue und einzigartige Bühnendarstellung.

ZÜRICH EMMA KRALL

□□□

ROMANS PACIFISTES ET CRITIQUES PATRIOTES

Certains critiques voient avec inquiétude le succès toujours grandissant du *Feu,* le roman de M. Barbusse. Ils croient, non sans raison, découvrir à ce succès un caractère moins artistique que politique et social. J'ai toujours pensé, moi aussi, que ce qui avait assuré la fortune de cet ouvrage, ce n'étaient ni ses mérites littéraires, s'il faut reconnaître qu'il en a, ni la peinture, si frappante dans son horreur, qu'il nous offre de la vie dans les tranchées. D'autres livres, en effet, ont fait moins de bruit qui étaient d'un aussi grand art; et nous avions d'autres et d'aussi bonnes descriptions du front. Non, l'extrême vogue du *Feu* a des causes plus subtiles. Ce roman, d'abord, enchante les pessimistes: Voilà donc la guerre, disent-ils; c'est bien ce que nous pensions. Et les pacifistes sentimentaux, qui sont légion, font chœur avec les pessimistes, et éprouvent un sombre plaisir à répéter ce couplet de M. Barbusse: „Ces hommes... entrevoyaient à quel point la guerre, aussi ridicule au moral qu'au physique, non seulement viole le bon sens, avilit les grandes idées, commande tous les crimes, — mais ils se rappelaient combien elle avait développé en eux et autour d'eux tous les mauvais instincts sans en excepter un seul: la méchanceté jusqu'au sadisme, l'égoïsme jusqu'à la férocité, le besoin de jouir jusqu'à la folie."

Mais il y a autre chose et plus. Il y a les dernières pages du livre, cette scène apocalyptique, d'une valeur artistique très discutable, où, à la lueur sale d'un sinistre matin de pluie, des soldats couverts de boue et de sang, parlent de la guerre, en cherchent les vraies causes et les auteurs véritables. „Ah! vous avez raison, leur dit M. Barbusse en manière de conclusion. Contre vous et votre grand intérêt général, qui se confond en effet exactement, vous l'avez vu, avec la justice, — il n'y a pas que les brandisseurs de sabres, les profiteurs et les tripoteurs.

Il y a ceux qui admirent l'échange étincelant des coups et crient comme des femmes devant les couleurs vivantes des uniformes. ...

Ceux qui s'enfoncent dans le passé ... les traditionalistes qui s'efforcent de soumettre l'avenir au règne des revenants et des contes de nourrices.

Il y a tous les prêtres, qui cherchent à vous exciter et à vous endormir, pour que rien ne change, avec la morphine de leur paradis. Il y a des